



Elirium Saga : Die Rückkehr der Götter

Hab nochmal daran gearbeitet.

Theodor

Die Hufe der Pferde rissen schmatzend den matschigen Untergrund auf, warfen Schlamm und Erdbrocken in die Luft. Der Boden bebte unter ihnen, während sie auf die entfernte Stadtmauer am Horizont zu donnerten. Die königliche Hauptstadt Hoorn mit ihrer über sechshundert Fuß hohen Stadtmauer ragte wenige Meilen vor ihnen auf. Ihre unzähligen Türme und Festungsanlagen zeigten wie die erstarrten Finger einer toten Hand zum Himmel. Dahinter funkelte ein dünner, dunkelblauer Streifen des dynerischen Meeres.

Sie waren über acht Dutzend Pferde mit ebenso vielen Reitern, die meisten in den Kettenhemden und den dunkel grünen Umhängen der königlichen Armee. An ihrer Spitze ritt ein Reiter in einer prunkvoll verzierten Rüstung und einem scharlachroten Umhang mit dem Leviathanwappen des Königshauses Hoorn. Er trug keinen Helm und seine wilde haselnussbraune Mähne kräuselte sich im Wind. Schweiß glänzte auf seiner Stirn. Sein Gesicht war glatt rasiert und seine berühmte, weiche Schönheit.

An seiner Seite ritten er, Sir Theodor, der Sohn des Grafen Absborgen, und Sir Wilmar Bylbon, ein Ritter und Vasall des Königs.

Im Gegensatz zum Prinzen trugen Wilmar und Theodor Helme und schlichte Stahlrüstungen. Theodors Umhang war dunkelblau mit dem goldenen Einhorn bestickt -das Wappen der Grafschaft Absborgen - während Sir Bylbon einen beige Umhang trug mit dem schwarzen Bunyip drauf.

Am Horizont ging die Sonne neben der Stadt im dunklen dynerischen Meer unter.

Bald würde die Nacht über sie hereinbrechen. Die ersten blassen Nebelfetzen trieben von der Küste über die Moore, durch die sich ihre Straße schlängelte, zu ihnen. Immer wieder warfen die Männer einen flüchtigen Blick auf die Straße zurück, doch sie war dort genauso leer wie vor ihnen. Sie waren viel zu spät aus Bylbon aufgebrochen. Nur wegen diesen verdammten Feiern, die Theodor gründlich satt hatte. Bei jeder noch so kleinen Ritterburg, an der sie hielten, musste der Prinz mit dem Burgherr auf seine Verlobung mit Aleka Kasteron anstoßen. Theodor hatte auch mit den anderen Rittern das Glas erhoben, aber im Gegensatz zum Prinzen hatte er sich nicht betrunken und war bei Sonnenaufgang bereits auf den Beinen gewesen, um die letzte Etappe ihrer Reise zurück nach Hoorn anzutreten. Der Prinz selbst hatte sich vor Mittag nicht sehen lassen. Sollten die Gerüchte stimmen, dann würde der Zorn des Königs über ihre Verspätung ihr geringstes Problem sein, wenn sie sich nach Sonnenuntergang noch außerhalb der Stadt aufhielten. Zumindest hatten sie kaum Gepäck bei sich, welches sie verlangsamte, da sie von Burg zu Burg ritten. Theodor gab seinem schweißbedeckten Pferd die Sporen, um mit dem Prinzen mitzuhalten. Kater hin oder her, der Prinz war sattelfest wie eh und je.

Theodors Schenkel verkrampften sich vor Schmerz und seine durchgescheuerte Haut brannte. Er verfluchte sich dafür, dass er die schwere Rüstung angezogen hatte, unter der er in seinem eigenen Schweiß badete, anstelle einer leichten Reitkleidung, aber Sir Bylbon hatte aus Sicherheitsgründen darauf bestanden. Wütend stieß er seinem Pferd abermals die Sporen in die Seite. Das arme Tier wieherte vor Schmerzen und Erschöpfung.

Die Aussicht bei Nacht durch die Moore zu reiten, oder in ihnen zu nächtigen, war alles andere als verlockend. Alle Dörfer, durch die sie hindurchritten, waren verlassen. Einige waren niedergebrannt worden. Nur noch schwarze, verkohlte Holzskellette zeugten von ihrer einstigen Existenz. Bei anderen waren die Türen und Fenster eingebrochen oder zerkratzt. Dunkle Flecken und Pfützen getrockneten, dunkelroten Blutes zierte den Weg und die Wände. Leichen gab es nicht, weder von Tieren noch von Menschen. Selbst die Krähen hielten sich fern von den Dörfern. Sie saßen auf den umstehenden Birken von wo sie aus die Wege neugierig zu beobachten schienen.

Wann immer die Männer durch solch ein Dorf kamen, drängten sie sich so dicht beieinander, dass sie sich fast gegenseitig über den Haufen ritten. Sie blickten sich angsterfüllt um, wie kleine Kinder, die sich im Wald



Elirium Saga : Die Rückkehr der Götter

verlaufen hatten. Theodor jedoch starrte genauso entschlossen wie der Prinz nach vorne, auf ihr Ziel, die Stadt seines Königs Cornelius Hoorn. Die Berichte über die Verschlimmerung der Ghulplage, die sie vereinzelt in Absorgen erhalten hatten, erwiesen sich mehr als richtig, auch wenn Niemand von ihnen solche Ausmaße erwartet hatte.

Als sie vor nicht mal zwei ganzen Mondtänzen abreisten, waren Ghule außerhalb ihrer Gräfte keine Bedrohung. Aber irgendetwas war geschehen und niemand wusste warum. Er schüttelte den Kopf.

Lange war die Reise in den kalten Norden gewesen, auf die er den Prinzen begleitet hatte, um die Verlobung zwischen Levi Hoorn und Alekta Kasteron zu beschließen. Allein bei den Gedanken an die drei weißhaarigen Töchter des alten Grafen Kasterons, mit Augen wie Schneeflocken und Herzen wie Eisbrocken, fröstelte es ihn. An Levis Stelle würde er sich wahrscheinlich auch betrinken. Kasteron lag in den Ryphyneengebirge im Norden, wo Eisbären und Mammuts aneinander zerfleischten und die klirrende Kälte einen ins Grab begleitete. Ein kaltherziger Ort, der kaltherzige Menschen heranzog.

Seine feuchten Hände klebten an der Innenseite der Lederhandschuhe, mit denen er die Zügel seines weißen Hengstes umklammerte. Er warf einen Blick rüber zu Prinz Levi Hoorn, genannt der Schönling und zweitältester Sohn des Königs von Hoorn. In der Dunkelheit konnte er nur noch die selbstbewusste Körperhaltung ausmachen. Wie Levi diese trotz des vielen Weins und des schnellen Galopps aufrechterhielt, war ihm schleierhaft.

Die Sonne verschwand hinterm Horizont. Am Nachhimmel erschienen die beiden Monde Fratos und Sora zwischen den Wolkenfetzen.

Fratos, der größere der beiden, leuchtete voll und tränkte die Nacht in sein braunes Licht, während Sora noch als kleine blaue Sichel tief am Horizont hing.

Die einzelnen Nebelfäden verdichteten sich zu dicken Nebelschwaden und bald war ihre Sicht auf wenige Schritte beschränkt.

Sir Bylbon brüllte über die Schulter zu seinen Männern, sie sollten vorsichtiger sein, doch sein Befehl ging im tosenden Lärm der Hufen unter.

Sie donnerten so schnell um eine Abbiegung, dass Theodor erst im letzten Augenblick die Gestalt sah, die sich vor ihnen auf den Weg aufgebaut hatte. Für einen Moment glaubte er schemenhaft einen Mann in schwarzer Kleidung im Mondlicht zu sehen. Die Haut und die Haare so weiß, dass sie im Dunkeln beinahe leuchteten und er meinte zu erkennen, dass die Augen des Mannes wie Glut brannten. Instinktiv riss er die Zügel seines Pferdes zurück. Es kam gerade noch so zum Stehen, ohne ihn abzuwerfen, doch der Prinz vor ihm reagiert zu langsam. Sein Pferd strauchelte und stieß fast mit dem Unbekannten zusammen. Entsetzt sah Theodor wie der Mann auf der Straße mit seiner Hand, oder eher Pranke, nach dem Pferd schlug, sodass es samt Reiter gegen einem Baum am Wegesrand geschleudert wurde. Die Beine des Prinzen knackten laut, wie dünne Äste, die man fürs Feuermachen zerbrach, unter der Last des toten Pferdes. Levis schöner Kopf schlug gegen den Baumstamm und platze auf wie eine überreife Frucht.

In Theodors Kehle blieb ein Schrei stecken, doch andere übernahmen das für ihn.

Ein lautes markerschütterndes Heulen ertönte und das Klirren von Stahl als Schwerter gezogen worden. Alles zog sich in Theodor vor Angst zusammen. Pferde wieherten. Kaum hatte er das Visier seines Helms heruntergeklappt, sah er dunkle Schemen überall um sie herum. Guhle lösten sich aus dem Nebel und stürmten kreischend vom Moor auf die Straße. Graue, hässliche und haarlose Gestalten, die einst Menschen gewesen waren und deren kohleschwarzen Augen gierig nach Blut funkelten. Theodor zog sein Schwert und holte nach dem ersten Ghul aus, der auf ihn zugesprungen kam, und durchtrennte dessen Körper mit einem sauberen Schnitt.

Einige von den Soldaten schrien, andere weinten, wieder andere begannen laut stark zum Schöpfer oder zu Göttern zu beten, während sich viele vergebens gegen die Flutwelle aus Untoten, die über ihnen hereinbrach, wehrten. Diejenigen, die versuchten zu fliehen, wurden kreischend von ihren Pferden gerissen und unter einem Haufen hungriger Ghule begraben.



Elirium Saga : Die Rückkehr der Götter

Theodor sah aus den Augenwinkel wie Sir Bylbon versuchte, sein vor Angst wahnsinniges, Pferd unter Kontrolle zu bekommen. Einer der Ghule, eine kleine graue, verkrümmte Gestalt, bis auf eine zerrissene Hose nackt, sprang auf Sir Wilmars Bylbons Pferd und riss dem Ritter den Helm vom Kopf. Die scharfen Zähne gruben sich in die Kehle und ein gurgelnder Schrei des Ritters hallte über das Schlachtfeld. Weitere Untote sprangen auf das wiehernde Pferd und rissen es bei lebendigem Leib in Stücke. Die Luft war mit Blut und Todesschreien getränkt.

Auf Theodors Pferd sprangen Ghule und krallten sich fest, schnappten nach Theodor. Blut rann über das weiße Fell. Das Tier drehte laut wiehern durch und trat nach ihnen. Theodor Absborgen versuchte sich verzweifelt an seinem Pferd festzuhalten, während er mit einer Hand nach den Ghulen stach. Vergeblich. Mit einem hohen Bogen flog er über den Kopf des Pferdes. Seine schwere Rüstung schepperte im blutgetränkten Staub der Straße. Für einen Augenblick blieb ihm die Luft weg und er schnappte nach ihr, wie ein Fisch auf dem Trockenen. Er drehte sich auf seinen Rücken und sah, wie sich mehrere Ghule auf sein Pferd stürzten. Theodors Schädel dröhnte und er hatte sein Schwert verloren. Bevor er sich aufrappeln konnte, stürzte ein Ghul auf ihn.

Instinktiv riss er seinen Arm hoch. Die Zähne zersplitterten an der Unterarmschiene. Das Wesen, welches entfernt an eine Frau erinnerte, heulte vor Schmerz auf. Theodor warf es von sich, sprang auf und ließ seinen schweren gepanzerten Stiefel auf den Schädel der Untoten unter ihm niedersausen. Der Kopf des Ghuls zerbrach unter dem Fuß laut knackend wie eine Nuss und die schwarze, gräuliche Masse, die einst ein Hirn gewesen war, quoll und spritzte in alle Richtungen. Abscheu und Übelkeit überkamen Theodor.

Er taumelte davon, zwei weitere Ghule auf den Fersen, der schnellere der beiden griff bereits nach ihm, als sein Schädel mit einem lauten Krachen zersprang. Der Soldat, der an Theodor vorbeigeritten war, schwang seinen Hammer gegen den zweiten Ghule, sodass Sir Absborgen entkommen konnte.

Theodor sah sein Schwert im Mondlicht auf dem Boden funkeln. Gerade als er das Heft mit seiner Hand umschloss, griffen ihn die Ghule wieder an. Einer zerrte an seinem Umhang. Theodor wirbelte mit seiner Klinge herum und befreite sich mit einer flüssigen Bewegung sowohl von Umhang als auch vom Ghul. Das Monster verhedderte sich im Umhang und mit einem Hieb durchstach Theodor den Stoff und den Ghul darunter. Mit schnellen Schwertschnitten entledigte er sich drei weiteren Ghulen. Er erledigte einen nach den anderen, während er sich seinem Weg über das Schlachtfeld bahnte.

Leichen von Pferden, Ghulen und Soldaten stapelten sich auf dem Weg, dennoch strömte für jeden toten Ghul ein Dutzend Neuer nach. Woher kamen sie? Ghule hatte es zwar schon immer gegeben, aber nie in diesem Ausmaß und nie hatten sie ihre Grufte und Katakomben verlassen, warum jetzt und warum so viele, schoss ihm die Frage in den Kopf. Ihm blieb keine Zeit zum Überlegen. Sein Herz raste und in seinen Ohren rauschte das But. Der Geruch von Verwesung, Tod, Blut und der Gestank des Moores umhüllten ihn, genauso wie die Schreie von sterbenden Männern und Untoten. Diesen Kampf konnten sie nicht mehr gewinnen, stellte er verbittert fest, während er sich seinen Weg zum Herzen der Kämpfe bahnte, wo eine Gruppe von Soldaten in geschlossener Kreisformation noch den Ansturm standhielt. Er hieb nach einem Ghul, der auf ihn zusprang und das verzerrte Gesicht eines jungen Mannes in seinem Alter hatte, doch das Schwert blieb im Hals des Untoten stecken. Der Junge kreischte, schwarzer Schleim spritzte auf Theodors Rüstung und Krallen schabten über Stahl. Er trat den Ghul von sich und riss das Schwert mit einem Ruck heraus.

Plötzlich durchströmte eine Welle aus Kraft seinen Körper, sein Herz schlug schneller, sein Blick wurde schärfer. Die ganze Welt schien sich, bis auf ihn, nur noch in Zeitlupe zu bewegen, während er blitzschnell mit seinem Schwert herumwirbelte und Gliedmaßen und Körper wie Gras mähte. Er tanzte über das Schlachtfeld zu einer Musik, die nur er hören konnte und bei jedem Paukenschlag versenkte er die Schwertschneide in einem anderen Untoten. Es war, als würde er von einem Tanzpartner zum anderen wechseln und immer wissen, wo sich der Nächste befand. Als würde ihn ein sonderbar, alte Kraft lenken. Seine Klinge fraß sich in der Kehle eines Ghuls und wirbelte herum, um den zu enthaupten, der sich von hinten angeschlichen hatte, parierte die Klauen des Dritten und durchtrennte die des Vierten. So zog er seine blutigen Bahnen durch die Untoten



Elirium Saga : Die Rückkehr der Götter

Horden.

Die Welt beschleunigte sich wieder. Der Schlachtrausch klang ab. Theodor stand keuchend und zitternd in einem Haufen toten Fleisches. Er musste dutzende von ihnen erschlagen haben. Außer ihm befand sich in seiner Nähe niemand Lebendiges mehr. Nur einige Ghule stürmten an ihm vorbei zu der Mitte des Weges, wo das Schlachten noch tobte. Eine Gruppe Überlebender hatte sich in der Mitte der Straße gesammelt und kämpfte ohne ihre Pferde am Boden. So konnten sie sich gegenseitig mit den Schildern Deckung geben. Er machte zwei weitere Ghule vor ihnen nieder, nun viel langsamer. Der sonderbare Bluttausch, der ihn vorhin gepackt hatte, hatte sich verflüchtigt und hatte dabei seinen Tribut eingefordert. Theodors ganzer Körper zitterte vor Erschöpfung und Kälte.

Die Soldaten öffneten die Formation, in die er sich lückenlos eingliederte. Rücken an Rücken im Kreis versuchte Theodor mit den Männern den Angriffen stand zuhalten. Ihre stumpfer werdenden Klingen zurrten durch die Luft und schlugen, die nach ihnen greifenden, Klauen und Köpfe ab, während schwarzes, untotes Blut ihre Rüstungen bespritzte. Theodors Schwertarm wurde schwerer und schwerer. Die Ghule rissen einen seiner Mitstreiter nach dem anderen fort. Gerade als Theodor sich bereits zu Tode verurteilt wähnte, brach der Angriff plötzlich ab.

Langsam, mit geneigtem Kopf, und knurrend wie geschlagene Hunde, zogen sich die Ghule rückwärts in den Nebel zurück. Einen schreienden Mann, dem ein Arm und beide Beine fehlten, zerzten sie dabei mit sich in dem Nebel. Er hinterließ eine Spur aus Blut. Kaum war seine Gestalt im Nebel verschwunden, brachen die Todesschreie abrupt ab. Eine bedrohliche Stille senkte sich über den Weg.

Nur noch vier Männer, von beinahe hundert, waren übrig geblieben. Sie drängten sich dicht aneinander, die blutverschmierten Schilder und die Schwerter fest am Körper. Ihr Atem war schwer. Einer von ihnen hatte eine klaffende Wunde dort, wo ihm ein Ghul das Schienbein herausgerissen hatte. Schweigend hielt er sich mit einer Hand an seinem Kameraden fest, während er mit der anderen eine Streitaxt hielt. Die Angst lag wie eine schwere Kette auf ihren Schultern und drückte sie hinab in den Boden. Langsam blickten sich die überlebenden Männer um und blinzelten ungläubig. Ihre Kettenhemden klirrten leise. Dichter Nebel umgab sie und sie standen in einem Meer aus Blut, toten Ghulen und vielen zerfetzten und aufs unkenntliche zerstückelten Fleischhaufen, die einst Menschen oder Pferde gewesen waren. Ihre Angreifer waren verschwunden. Nur noch ihr Gestank nach Verwesung und Tod hing in der Luft.

Keiner der Männer wagte es zu sprechen, selbst Theodor stockte der Atem, während er auf mögliche Geräusche der Ghule lauschte. Lediglich das Schlagen seines Herzens dröhnte in seinen Ohren.

Der Dampf ihres hechelnden Atems stieß aus ihren Mündern in die kalte Nachtluft und ihre Arme, mit denen sie ihre Schwerter fest umklammerten, wie verschreckte Mädchen ihre Puppen, bebten vor Angst. Durch ein großes Loch in der Nebeldecke über ihnen schienen die beiden Monde.

Theodor blinzelte. Er meinte zu erkennen wie sich ihnen etwas durch den Nebel, der mittlerweile so dick wie Milch war, näherte. Eine merkwürdige Kälte umspülte ihn, anders als das gewöhnliche Frieren, als ob sich eine tödliche Präsenz nähern würde. Die Luft schien vor Anspannung zu vibrieren. Seine Hand stärkte den Griff um das Schwert.

Wenige Schritte vor ihnen löste sich eine Gestalt aus dem Nebel. Der Mann mit den roten Augen, den Theodor beinahe vergessen hatte. Ein Ruck ging durch die Männer, als sie einen Schritt zurückwichen, bis auf Theodore Absorgen, der die Spitze seines Schwertes auf die Kehle des Angreifers richtete.

Er war ungefähr genauso groß wie Theodor, trug aber nur einen schwarzen Mantel ohne Rüstung oder Waffen. Seine Haut war blass und gräulich. Trotz seiner Schneeweißen Haare wirkte er keinen Tag älter als Theodor, mit seinen 19 Jahren. Was ihn am meisten verstörte waren die Augen. Glühende Kohle, deren Blick ihn durchbohrte. Er spürte, wie eine Gänsehaut sich über seinen Körper spannte, unglaubliche Angst ergriff sein Herz, doch blieb standhaft. Ängste waren dazu da sie zu überwinden, hatte ihm sein Vater immer eingeschärft. Doch noch nie hatte er gesehen oder davon gehört, dass Menschen aus ihren Augen leuchteten, höchsten in irgendwelchen Legenden, die ihm seine Amme als kleines Kind erzählt hatte und an die er sich nur noch



Elirium Saga : Die Rückkehr der Götter

vage erinnern konnte.

Die Spitze berührte fast den Kehlkopf des Mannes und doch schien dieser keines Wegs beeindruckt, im Gegenteil, er schien ihn zu belächeln. Theodor versuchte den Fremden einzuschüchtern, doch seine Stimme klang brüchig, fast weinerlich:

»Im Namen der Majestät des Königs Cornelius Hoorn verhafte ich euch für den Mord an Prinz Levi. Ergibt Euch und kniet nieder, dann werde ich Gnade walten lassen«

Der Mann brach in düsteres Gelächter aus, welches Theodor das Blut in den Adern gefror und ihm einen Blick auf seine unzähligen Spitzen Zähne, die wie Eiszapfen aussahen, gewährte. Ein Impuls drängte ihn dazu alles fallen zu lassen und um sein Leben zu rennen, doch er blieb standhaft und bewegte sich keine Fingerbreite.

»Mensch« seine Stimme war düster, arrogant und jede Silbe war wie ein Stich ins Herz »Glaubt ihr wirklich, dass euer Stahl gegen mich auch nur das geringste ausrichten könnte?« Seine Hand schnellte nach oben und packte die Spitze des Schwertes. Dampf zischte unter seinen knochigen Finger, an denen, anstelle von Fingernägeln schwarze Klauen waren, hervor. Die Klinge begann zu glühen und er verbog die Spitze, als wäre das Schwert ein Grashalm. Theodor ließ das Schwert erschrocken los. Es flog wirbeln durch den Nebel davon.

»Ihr wisst doch nicht mal mit wem ihr es zu tun habt. Oder etwa doch?« Der Fremde trat einen Schritt auf die Männer zu und sie wichen zurück bis auf einen, der sich schützend vor Theodor stellte. Bevor er reagieren konnte packte ihn der Fremde an seinem Kopf und zerdrückte diesen in seiner Faust wie eine große Weintraube. Mit einem lauten Knacken, wie wenn man eine Walnuss öffnete, spritzten Konchensplitter, Hirn und Blut zwischen seinen Finger hindurch. Es zischte laut und schwarze Flammen zügelten aus dem Stupf hervor und während die Leiche leblos zu Boden fiel verwandelte sie sich zu Asche, noch eh sie ihn berührt hatte. Nichts war mehr von dem Mann übrig geblieben, außer dem Blut und Hirn, welches sowohl an seinem Mörder als auch an seinen Mitstreitern klebte.

Einer der Soldaten kreischte panisch wie ein kleines Mädchen und stürmte davon in den Nebel. Der Fremde blickte ihm gleichgültig nach und hob seine flache Hand, an der kein Blut mehr war, als ob es von ihr aufgesaugt worden wäre. Ein Heulen ertönte in der Nacht und hunderte schwarze Augen funkelten im Nebel. Die Schreie verstummten und gieriges Schmatzen und ein verstörendes Kichern ersetzten es.

Nur noch zwei Männer standen hinter Theodor und einer davon hatte lediglich ein Bein. Schützend streckte er seine Arme aus, während die beiden sich hinter ihn, wie zwei Fohlen hinter ihre Mutter, drängten. Theodor würde nicht zulassen, dass noch mehr Männer an seiner Stelle starben. Er hob aufrührerisch den Kopf. Neuer waghalsiger Mut, wie ihn nur ein Junge, der gerade das Erwachsenenalter erreicht hatte, haben konnte, machte sich in ihm breit.

»Mit einem Monster«, sagte Sir Theodor Absborgen und spuckte das letzte Wort wie Schmutz aus. Wenn er schon sterben würde, dann zumindest wie ein aufrechter Mann und nicht wie ein Feigling auf seinen Knien. Mut und Verantwortung für seine Männer waren Werte, auf die er sein ganzes Leben lang gedrillt worden war und an diesen klammerte er sich nun verzweifelt fest.

»Ihr seid wahrlich mutig. Aber dennoch ein Narr. Für eure Unhöflichkeit muss ich euch eigentlich den Kopf abreißen, wenn ich auch Häuten und Pfählen bevorzugen würde. Denn ihr sprecht mit General Ignacio Fronwald.«

Den Namen kannte Theodor, wie wahrscheinlich jeder in dem südlichen Königreich. Er konnte sich sogar noch an die Geschichten erinnern, die Ammen unartigen Kinder erzählten, um ihnen Angst zu machen. Die Geschichten vom grausamen und jungen Fronwald, der seine Feinde bei lebendigen Leib pfählen und sowohl Frauen als auch Kinder häuten ließ. Als eine Ghuleepidemie Rosenthal vor beinahe hundert Jahre auslöschte, entsandte ihn der König dorthin um die Seuche auszurotten, da nur jemand wie Fronwald damals die Härte, oder eher den Wahnsinn besaß, Ghule und infizierte Zivilisten gleichermaßen niederzumetzeln und abzubrennen.

Er kehrte niemals zurück. Ignacio Fronwald müsste um die 120 Jahre alt sein, sollte er noch leben,



Elirium Saga : Die Rückkehr der Götter

vorausgesetzt er wäre noch ein Mensch. Was er offenkundig nicht war. All diese Gedanken schossen durch Theodors Kopf, doch aus seinem trockenen Mund kam nur ein undeutlicher Laut, der bei Ignacio höhnisches Gelächter auslöste.

»Wie ich sehe hat man die Legenden noch nicht vergessen und mit Monster habt Ihr gar nicht so unrecht, auch wenn der Begriff Vaenyr hier der angebrachtere wäre, genauso wie der entsprechende Respekt.«

»Theodors Atem stockte. Hatte dieser Mann sich gerade als Vaenyr bezeichnet? Als einen der ausgestorbenen Totengötter? Doch der Mann ging gar nicht weiter darauf ein, sondern setzte unbekümmert fort »Nun wie dem auch sei. Ihr sterbt sowieso, den mein König duldet keine Überlebenden.«

König? Hatte dieser selbst ernannte Gott der Toten von einem König gesprochen? Hoorn war seitjeher Neutral und hatte Nichtangriffspakte mit allen anderen vier Königreichen Malesturs. Wie war das möglich und welcher König hatte die Macht über Tote, Götter und Ghule? Sein Herz schien für einen Moment auszusetzen und bevor er seine Überlegungen zu Ende führen konnte, zerriss ein Gebrüll die tödliche Stille.

»Diesen Blödsinn hören wir uns nicht an du Scheusal«

Die beiden Männer hinter ihm stürmten zum Angriff hervor, während Theodor, der gelähmt in die flammenden Augen Ignacios starrt, reglos stehen blieb. Er hatte keine Waffe. Was sollte er tun? Selbst der Einbeinige fiel mit seiner Axt wirbelnd auf Ignacio zu und brüllte: »Für Hoorn, du Bestie.«

Das Folgende geschah so schnell, dass Theodor später oft daran zweifeln sollte, ob es sich wirklich zugetragen hatte.

Die Hand des Vaenyrs zerriss in blutige Fetzen, als eine lange lilaschwarze Klinge aus Obsidian herausschoss. Mit einer schnellen, für das Auge kaum wahrnehmbaren Bewegung, durchtrennte sie den Schaft der Axt, sodass ihr Kopf wirbelnd durch die Luft an Ignacio vorbeiflog. Mit übermenschlicher Geschwindigkeit, parierte er das Schwert des anderen Soldaten und stieß ihm die Spitze seiner Kristallklinge in die Kehle, sodass dieser glucksend und blutspuckend zu Boden ging. Alles schien gleichzeitig zu passieren, bevor Theodors Körper sich zu irgendeiner Reaktion entscheiden konnte. Ein rot-goldener Feuerball erschien in der Hand Ignacios, den er gegen den Boden schmetterte. Zusammen mit dem Ball zersprang die ganze Welt in Scherben. Blendendes Licht erfüllte ihn und eine gewaltige Druckwelle riss ihn mit sich. Ein flacher Stein, der über die glatte Oberfläche eines Sees sprang erschien ihm vor seinen inneren Augen, während er immer wieder auf den Boden aufschlug und die Explosion ihn weiter schleuderte, bis er gegen irgendetwas Festes prallte und das Bewusstsein verlor.

Als er wieder zu sich kam, war das Visier seines Helmes so zerbeult und verschoben, dass er dachte er wäre erblindet, weil er nichts sehen konnte. Erst als sich langsam seine Erinnerung wieder zusammensetzte und er den Stahl auf seinem Gesicht spürte, zerrte er sich keuchend den Helm vom Kopf. Sein Herz raste, als er den Weg im Nebel sah, der sich vor ihm erstreckte und mit Blut vollgesogen im Mondlicht schimmerte. Theodor lag bis zur Hüfte im Morast an eine Birke gelehnt. Sein ganzer Körper schmerzte und war mit einer Kruste aus verbranntem und geronnenem Blut überzogen. Seine Rüstung war so verbeult und stellenweise von Feuer geschwärzt, dass kein Schmied der Welt sie wohl noch reparieren könnte. Wie durch ein Wunder schien keiner seiner Knochen gebrochen zu sein, wenn auch sein ganzer Rücken vor Schmerz pulsierte. Aus einer Platzwunde über seinem rechten Auge floss Blut über sein Gesicht. Theodor hatte einen eisernen Geschmack auf den Lippen. Zynisch dachte er daran zurück, wie er diese Rüstung, die ihm das Leben gerettet hatte, noch vor wenigen Stunden verflucht hatte, während er zugleich gegen einen Würgreiz ankämpfte.

Es war still, nur der Wind rauschte durchs Gras und die Blätter der Birken und dennoch wagte Theodor es nicht sich zu bewegen. Selbst den Atem hielt er an. Die Präsenz der Ghule hing in der Luft und er glaubte von abertausenden, schwarzen Augen beobachtet zu werden.

Als nach einiger Zeit nichts passierte, zwang er sich aufzustehen. Seine Rüstung ächzte und das Metall klornte. Er zog das nutzlose Metall aus, bis auf seinen Brustharnisch, an dessen Bindung am Rücken er allein nicht rankam.



Elirium Saga : Die Rückkehr der Götter

Jedes Geräusch welches er verursachte, erschien ihm unglaublich laut und nach jedem versuchte er zu lauschen, ob es die Aufmerksamkeit von irgendetwas auf ihn gezogen hatte.

Doch es geschah nichts und so fasste er seinen gesamten Mut zusammen und ging in die Richtung, in der er Hoorn vermutete. Es kostete ihn viel Überwindung und er wagte es nicht seinen Blick nach links oder nach rechts zu wenden, vor Furcht dort das gierige schwarze Funkeln von Ghulaugen zu sehen, oder noch schlimmer, die feurige Glut der Augen des Vaenyrs. Bei diesen Gedanken allein bekam er schon feuchte Hände.

Während er den Weg starr fixierte, kam ihm irgendetwas merkwürdig vor, doch erst nach einiger Zeit realisierte er, was es war.

Obwohl die Erde vor Blut getränkt im Mondlicht schwarz glänzte, fehlten jegliche Leichen oder Waffen. Ein Schaudern überkam ihn. Was hatten die Ghule mit den Leichen gemacht? Sie verschleppt und komplett verzerrt, sie zu neuen Ghulen gemacht? Nein, zu einem Ghul wurde gewöhnlich nur jemand der von einem Ghul gebissen wurde und dann überlebte, um einige Tage darauf an Fieber zu sterben und in seinem Grab wiederzuerwachen, doch dies kam selten vor und Theodor bezweifelte, dass jemand, der in Stücke gerissen worden war, noch als Untoter wiederauferstehen konnte.

Sogar einen Krater, den die Explosion, die ihn weggeschleudert hatte, hätte verursachen müssen, konnte er nicht ausmachen.

Der Weg war eben und glatt und frei von Körpern und Gegenständen, wie ein ordentlich sauber genagter Hühnerknochen, den man mit geronnenem Blut überzogen hatte.

Er kam sich vor wie in einen irren Fiebertraum und wäre nicht die Schmerzen gewesen, hätte er es für einen gehalten.

Seine Gedanken schweiften hin und her während er wie in Trance durch den Nebel wanderte und seinen Blick nie von dem Boden unter seinen Füßen wandte.

Das alles konnte nur ein Albtraum sein. Ghule waren ja nichts Besonderes und vor allem in den letzten Monaten war ihre Zahl exponentiell in die Höhe geschossen. Früher rissen sie vielleicht einmal alle paar Monate einen einzelnen Bauer, doch in letzter Zeit streuten sie in Scharen nachts über das Land und vertrieben die Menschen in die Städte.

Solche Ghulepidemien hatte es in der Geschichte immer wieder gegeben.

Aber Vaenyr und Helden vergangener Tage, die aus ihrem Grab auferstanden waren? Vor allem Vaenyr, die nekromantischen Menschengötter, waren wie die anderen Götter in den Großen Kriegen des ersten Zeitalters ausgelöscht worden. Das lag nun zweitausend Jahre zurück. Niemals konnten sie zurückgekehrt sein, auch wenn Vaenyr in der alten Sprache die lebendige Finsternis bedeutet....

Seine Gedanken kreisten wild und irgendwann war er sich nicht sicher, ob das alles was erlebt hatte wahr sein konnte oder ob er den Wahnsinn verfallen war. Lediglich der pulsierende Schmerz in seiner Stirn, aus der unnachgiebig warmes Blut strömte, nahm ihn immer wieder die Hoffnung zu träumen.

Nach Stunden der Wanderung trat er aus dem Nebel heraus, vor ihm nur noch ein dunkler Weg zur Festung Hoorn, die über allem aufragte. Das Licht von Fackeln und Leuchtfuern erhellte die Mauer, und tausende Schießscharten blickten auf ihn hinab wie die Augen eines gewaltigen Ungeheuers. Auf einmal spürte er, wie die bleichen Hände des Nebels wieder nach ihm griffen und er erwachte aus seinem tranceartigen Zustand.

Den Rest des Weges rannte er vor Angst um sein Leben. Alles schien nach ihm greifen und ihn töten zu wollen. Die Wurzeln am Boden, die grotesken Gesichter der Bäume, das Licht der Monde. Trotz seiner Erschöpfung und des schweren Brustpanzers lief er so schnell wie noch nie und seine Lungen schienen zu platzen. Er rannte heraus aus den düsteren Mooren, über die Große Brücke, die über den Vyl führte, dem großen Fluss der die Stadt nicht nur mit Wasser versorgte sondern sich auf vor ihr gabelte und so einen gewaltigen Graben mit tosendem Wasser bildete.

Als er das große Stadttor erreichte, hämmerte er wild dagegen. Das Tor war riesig, ein ganzer



Elirium Saga : Die Rückkehr der Götter

Belagerungsturm hätte hineingepasst und es war halb so dick wie ein Mann hoch und ließ sich nur mittels eines komplizierten Flaschenzugmechanismus innerhalb der Mauer durch mehrere Männer öffnen und schließen. Die ganze Festung Hoorn war die größte der bekannten Welt und noch nie wurde sie eingenommen. Aus den Schießscharten über ihm riefen Soldaten, die Tore seien bis zum Sonnenaufgang geschlossen.

Theodor schrie bis seine Lungen fast versagten, dass er ein hoher Ritter sei, der Sohn des Grafen von Absborgen, und er würde wichtige Kunde für den König bringen. Sie konnten alles mit ihm tun, bloß ihn nicht hier draußen bei den Ghulen lassen.

Man öffnete schließlich ein kleines Ausfalltor und ließ ihn herein. Dahinter erwartete ihn ein grimmiger Kommandant, mit einem ebenso schlecht gelaunten Trupp Soldaten, die das Grün der königlichen Armee trugen. Ein Dutzend Speere war auf ihn gerichtet. Nur durch viele vage Erklärungen und dem Wappen der Familie Absborgen auf seiner Brust konnte er die Männer letztendlich davon überzeugen ihn nicht ins Verlies zu werfen.

Ein Mann der über und über mit geronnen Blut überzogen war und der wirr und zitternd redete, war schwer zu vertrauen.

Theodor verlangte, dass man ihm sofort zum König brachte, wenn auch er nichts über den Verbleib des Prinzen oder seine Erlebnis sagte. Man protokollierte sein nächtliches Erscheinen und seine vagen Aussagen, wie es die strengen Dienstvorschriften der Mauer vorsahen.

Am Ende konnte er sich nur noch dunkel daran erinnern wie er in das Gästezimmer in der Riesenfeste, dem Königsschloss im Zentrum der Stadt, gekommen war, nur dass ihn eine Kutsche über die, selbst zu dieser Uhrzeit mit Menschen überfüllten, Straßen fuhr. Die vielen Festungen und Kathedralen, in denen die Menschen zum Schöpfer, welcher die Welt erschaffen hatte, beteten und die hoch zum Himmel ragten und des Tages die Sonne zu verdecken pflegten, waren selbst bei Nacht mit Laternen beleuchtet und schön anzusehen.

Hoorn war das älteste der fünf Königreiche und damit der Ursprung aller Kultur der freien Menschheit. Dank seiner Handelsbeziehungen kamen Architekten und Künstler vom ganzen Kontinent hierher. Dafür hatte Theodor aber kein Auge. Mit seinem Kopf war er nur damit beschäftigt, wie er den König erklären konnte, was passiert sei und ob man ihn Glauben schenken würde, selbst dann wenn er sich selbst kaum glaubte. Zur seiner Erleichterung war der König zur der späten Stunde, die dem Morgen näher als dem Abend war, nicht mehr zu sprechen und man versprach ihm eine Audienz in aller Früh. Das hielt ihn nicht davon ab weiterzugrübeln. Seine Gedanken kamen immer wieder zu der Schlacht zurück, immer wieder sah er vor seinen Augen das Blutvergießen und Ignacios Gestalt im Nebel.

Selbst als die Diener kamen, um ihn zu entkleiden und zu waschen, fühlte er sich wieder wie in einem Fiebertraum.

Der Hofapotheker, ein dicker Mann mit einem stoppeligen Doppelkinn, der die ganze Zeit lächelte, wusch Theodors Verletzung am Kopf aus und nähte sie mit einer heißen Nadel zu, doch Theodor war sogar zu erschöpft um vor Schmerzen zu schreien und ließ alles über sich ergehen. Der Hofapotheker gab ihm noch einen Aufguss aus beruhigenden Kräutern, wies ihn an, sich schlafen zu legen und die Wunde nicht zu berühren, dann verabschiedete er sich.

Langsam kam Theodor wieder zu Verstand und während die Wunde unter einer Schicht aus Kräutersalben an seinem Schädel pochte, kreiselten darunter bereits wieder die Gedanken. Theodor lag benommen einige Momente einfach nur da, bis er langsam aufstand und einen Diener rief. Er ließ sich einen Wein bringen, denn das Verlangen seinen Schmerz über den Verlust seiner Kameraden und des Prinzen zu ertränken und die schrecklichen Erinnerungen im Rausch zu vergessen war überwältigend. Doch als er den Becher in der Hand hielt und in den dunkelroten Wein starrte, fühlte er sich an Blut erinnert und an die Feste, die er mit seinen nun toten Freunden früher gefeiert hatte.

Angewidert schüttete er seinen Wein weg.

Theodor war müde und ausgelaugt, daher beschloss er, wie vom Apotheker angeraten, sich zu Bett zu legen. Der Vollmond Fratos schien durch die Vorhänge in sein Zimmer.



Elirium Saga : Die Rückkehr der Götter

Doch fand Sir Theodor Absborgen kaum Schlaf. Wann immer er die Augen schloss, sah er wieder die flammenden Augen des sich selbst ernannten Vaenyre und hörte die Todesschreie der Männer. Sah das schwarze matschige Hirn der Ghulin, welches unter seinem Stiefeln hervorquoll und hörte das Knacken und Knirschen von Knochen. Er erinnerte sich über den rätselhaften Bluttausch der ihn gepackt hatte, aber so musste es sich voll anfühlen wenn man in einem Kampf versinkt. Es war die erste Schlacht, die er in seinem Leben geschlagen hatte und gräulichster als alles, was er zuvor erlebt hatte.

Wie viele Untote hatte er erschlagen? Er wusste es nicht, aber dabei waren sie alle einst Menschen gewesen. Das Gesicht des Jungen, in dem sein Schwert stecken geblieben war, erschien ihm vor seinen inneren Augen. Er fühlte sich dreckig.

All die jungen Soldaten waren gestorben, die meisten kaum älter als er und noch mit dem jugendlichen Übermut, der einen glauben lässt man wäre unbesiegbar, der gleiche Übermut, den auch er noch vor wenigen Stunden gehabt hatte. Bei den Gedanken, wie er trotzig Ignacio bedrohte und sich vor seine Soldaten stellte, zuckte er zusammen. Unruhig und ängstlich wälzt er sich in seinem Bett, grübelte immer wieder über die Geschichten nach, die man ihm als kleines Kind über Ignacio Fronwald, Vaenyre und Ghule erzählt hatte.

Dann drifteten seine Gedanken zu seiner Familie ab. Zu seinem Vater Graf Adolf Absborgen mit seinem grauen Locken und seinen spitzen Bart durch den oft ein fröhliches Lachen drang. Zu seiner Mutter, die strenger als sein Vater war und ihn stets schimpfte, wenn er als Junge immer mit den Kindern der Diener durch die Sümpfe des Vyl streute, während sein Vater nur lachte und meinte, dass er in seinem Alter genauso gewesen war. Dann zu Elsa, seiner kleinen Schwester, die erst vor wenigen Monden ihren zehnten Geburtstag gefeiert hatte. Die Erinnerungen an ihr kindliches und unschuldiges Lachen, als der Hofnarr Hugo ihr eine Rose aus seinen Ärmel zauberte, kamen hoch. Er dachte an die schönen Blumengärten des Schlosses Absborgen. Tränen stiegen ihm seine Augen, während das Bild in sein Kopf eindrang, wie Ghule unter der Führung Ignacios die Burg stürmten und seine Familie schlachteten. Die Burg lag nur wenige Tagesritte von Hoorn entfernt und die Ghule waren nicht weit davon. Am liebsten wäre er jetzt zuhause um auf seine Familie acht zu geben, aber wie sollte er sie vor solch einem Übel beschützen, wenn nicht mal hundert der besten Soldaten der Armee es schafften. Wie konnte er sie beschützen, wenn er selbst gelähmt war vor Furcht?

Rastlos stand er auf, lief unruhig hin und her. Setzte sich an einen Schreibtisch und ließ sich von Diener Papier und Schreibzeug bringen. Er wollte einen Brief aufsetzen um seine Familie zu warnen und brach nach einigen Sätzen ab. Er konnte selber kaum glauben, was er erlebt hatte und es schien ihm unmöglich es in Worte zu fassen. Wütend zerknüllte er das Papier.

Er legte sich hin und schlief immer wieder ein, nur um kurz darauf erneut schreiend aus einem Albtraum zu erwachen, in dem er oder Elsa von Ghulen zerrissen wurden, während Ignacios Gelächter durch seinen Schädel drang. Er hörte Elsa in seinen Träumen schreien und erwachte schweißgebadet, um dann in Tränen auszubrechen. Die ersten paar Male war ein besorgter Diener in der Tür erschienen, doch Theodor schickte ihn jedes Mal weg und spätestens beim vierten Erwecken kam Niemand mehr, um sein Elend mit anzusehen. Theodors ganzer Körper verkrampfte sich und er rollte sich auf dem Bett zusammen wie ein Säugling im Schlaf. Weinkrämpfe und die Bilder der Schlacht quälten ihn bis irgendwann die Erschöpfung ihn übermannte und er in einen traumlosen und tiefen Schlaf sank.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).